

Illustriertes Unterhaltungsblatt

Nr. 4

Beilage zum Taunusboten (Homburger Tageblatt).

1916



Aus dem Gefangenenerlager Königsbrück: Das französische Wappen, von Gefangenen aus Sand und Steinen hergestellt.



General Otto von Emmich, der Sieger von Tannenberg.

General der Infanterie von Emmich ist am 22. Dezember in seinem Heim in Hannover, wo er sich seit einigen Wochen zur Erholung aufhielt, gestorben. Otto von Emmich war am 4. August 1848 in Minden in Westfalen geboren. Er trat 1866 in das Heer ein und machte den Feldzug 1870 mit, wo er sich das Eiserne Kreuz II. Klasse erwarb. 1874 wurde er Oberleutnant, 1880 erhielt er den Rang eines Hauptmanns und Kompagniechefs, 1888 wurde er in Hensburg zum Major befördert. Im Jahre 1894 wurde er Kommandeur des 11. Jägerbataillons in Marburg und 1895 erhielt er den Dienstrang eines Oberstleutnants. Später kommandierte er die 31. Infanteriebrigade in Trier als Generalmajor. Dann übernahm er das Kommando der 10. Division in Posen und 1909 wurde er kommandierender General des 10. Armee Korps in Hannover. 1912 wurde ihm der erbliche Adel verliehen.

(Zu nebenstehendem Bilde.)

Die Zarin mit ihren beiden ältesten Töchtern als Helferinnen bei einer Operation in einem russischen Kriegslazarett. Nach einer englischen Darstellung.

Die weiße Frau.

Kulturgeschichtliche Skizze von M. V. Tepliz.

Die Frankfurter Relationen zum Jahre 1651 berichten: „Es ließ sich auch der Zeit zu Berlin die weiße Frau (welches ein Spectrum oder Gespenst, so sich vor Absterben jemand's aus dem Kurhaus Brandenburg allezeit sehen läßt und jedesmal gewiß einen Toten von gedachtem Hause ankündigt) gar oft, auch bei hellem Tag, auf dem kurfürstlichen Begräbniß, auf dem Altar und anderen Orten des Schlosses wieder sehen, weswegen man daselbst sehr erschrocken und zwar um so viel mehr, weil der einzige Erbe des Kurfürsten gestorben. . .“

Wie ein Alp lag es ob dieser Glossepost über der kurfürstlichen Residenz an der Spree, dem Doppelstädtchen Berlin und Köpen. Sie, die Schicksalskinderin der Hohenzollern, war nach genau einhundertzehn Jahren wieder erschienen, und unabsehbares Unglück mußte die Folge sein.

Im weißen Kleid, dem Trauergewand des fünfzehnten Jahrhunderts, den Schlüsselbund an der Seite, auf dem Haupt einen Nonnenschleier, unter dem blonde, von Perlensträngen durchzogene Locken hervorquollen, in der rechten Hand den Spinnrocken, in der linken eine Rose, so durchwandelte sie mehr schwebend, als schreitend, die düsteren Gänge des Fürstenschlosses. Ein phosphoreszierender Schimmer ging von ihrer Gestalt aus und zitterte vor ihr her auf den Fliesen des Bodens. Vor den Gemächern des Königs steht sie stille. Der Schlüsselbund klirrt, die Angeln freischen und schallend fällt die Tür hinter dem Geiste zu.

So schildert sie der vor der Krankenstube des Königs Friedrich Wilhelm II. wachhaltende Soldat nach seiner Ablösung in der Nacht am 15. November 1797. Vierundzwanzig Stunden später hatte der König ausgelitten.

Zwei Jahre darauf zeigte sie sich nochmals und zum letzten Male 1850, nachdem sie fast vier Jahrhunderte hindurch die Zollernschlösser zum Schauplatz ihrer unheimlichen Tätigkeit gemacht hatte.

Daß die weiße Frau der ruhelose Geist einer sündigen Frau gewesen, darüber herrschte nie ein Zweifel. Doch wer diese Sünderin im Leben war, das konnte niemals sicher festgestellt werden.

Anna Sydow, die schöne und tugendlose Gießerin, die Joachim II. geliebt, das Land gehaßt und Joachims Sohn und Nachfolger Johann Georg wider sein gegebenes Wort im Julieturm zu Spandau verschwinden ließ, soll 1619, vierundzwanzig Jahre nach ihrem Tod, am Sterbelager ihres Feindes gestanden haben. Etliche sahen in dieser weißen Frau eine andere Hofdame Joachims II., eine Gräfin von Leiningen. Auch eine Beatrix von Alzeie wird genannt. Doch sie alle genossen nur kurze Zeit die Ehre, in den Hohenzollernschlössern spuken zu dürfen, während Verta von Rosenberg und Beatrix von Erlamünde erst mit dem gänzlichen Erlöschen der Sage zur Ruhe kamen. Verta von Rosenberg, zwischen 1420 und 1430 geboren, war mit Johann von Liechtenstein vermählt, einem rohen Poltron, der sie tyrannisierte. Als Witwe kam sie zu ihrem Bruder nach Schloß Rosenberg in Böhmen. Nie sah man sie anders als in weißer Witventracht. Eine Wohlthäterin der Leibeigenen, Beschützerin der Witwen und Waisen, starb sie, wie eine Heilige verehrt, auf Schloß Neuhaus in Böhmen, selbst über das Grab hinaus, eine treue Hüterin der Ehren. Große Ereignisse kündigte sie, die blutleeren Hände in weißen Handschuhen, Todesfälle in schwarzen Handschuhen an. Sie sorgte für Beichtväter bei den Sterbenden, holte die Priester selbst

herbei. Sie vertrat die Stelle der Ammen bei den Sprösslingen ihrer Familie, strafte saule Mägdle, denen sie mangelnde Keuschheit verzeigte oder den Schlüsselbund nachwar. Da sie wahrte die Würde des Hauses, denn sie empfing sogar vornehme Gäste, wenn kein Lebender zur Stelle war.

Als der böhmische Oberburggraf Wilhelm von Rosenberg die Tochter Joachims I. von Brandenburg heimgeführt, übertrug die Rosenbergerin ihre Fürsorge auch auf die Hohenzollern und alle mit ihnen verknüpfte Familien. Sie besaß mit der Zeit ganz gewaltig zu tun und durfte vor weiten Reisen nicht zurückzusehen. Denn das In- und Ausland lag in ihrem Tätigkeitsbereich. Ging sie doch in Berlin, Ansbach, Bayreuth, Alzeie, Darmstadt, Karlsruhe, Altenburg, Zerbst und Kassel um. Im Ausland spukte sie im Bedarfsfall in London, Paris, Lyon, Kopenhagen, Stockholm und Parma.

Ob die Rosenbergerin zu einer Zeit, wo der Verkehr kaum noch in den Kinderschuhen stand, per Geisterpost diese weiten Fahrten unternommen oder ihre Rivalin, die Gräfin von Erlamünde, ist noch unentschieden.

Agnes, Kunigunde oder Beatrix von Erlamünde, wie ihr Vorname gelautet, weiß die Sage nicht mit Sicherheit zu finden, sie, die so Romantisches über das Unglück der schönen Dame zu erzählen hat. Die Gräfin wurde nach kurzer, glücklicher Ehe Witwe. Von ihrem stattlichen Vermögen, der Pfaffenburg in Franken, hielt die lebenslustige Frau Umschau nach einem zweiten Gemahl, und ihre Wahl fiel auf den mächtigen Nürnberger Burggrafen Albrecht von Hohenzollern. Doch dieser wies den Antrag mit dem Bemerkens zurück, daß vier Augen der Ehe im Wege seien. Beatrix, wie sie mehr genannt wird, deutete dies auf ihre beiden Kinderchen. Von wahnwitziger Leidenschaft verblendet, tötete sie ihren Sohn und ihre Tochter. Als dies dem Burggrafen hinterbracht wurde, wandte er sich voll Grauen von der Mörderin. Denn nicht die Augen der unschuldigen Kleinen hatte er gemeint, sondern die seines Bruders und Neffen.

Von Gram und Reue gefoltert, wollte Beatrix nun nach Rom, um Vergebung zu finden. Dort wurde ihr befohlen, ihr Tage in strengster Penitenz hinter Klostermauern zuzubringen. Sie gründete das Kloster Himmelsthor für Zisterzienserinnen — weiße Klosterfrauen —, als deren erste Äbtissin sie 1350 starb.

In ihrer letzten Stunde beichtete sie ihre Sünden, die ein langes Leben voll Seelenqualen nicht getilgt. Voll Zerknirschung gedachte sie ihres Frevels, den sie noch nicht gebüßt. Sie bat deshalb Gott, „daß sie auch nach dem Tode der Sühne obliegen dürfe, daß ihr gestattet sei, dem Zollernhause in allen seinen Verzweigungen eine Mahnerin zu werden: sie wolle für alle kommenden Zeiten jedem Mitgliede des Zollerngeschlechtes so lange es noch Zeit sei, durch göttliche Kraft einen Wink zu gehen lassen, wann sein letztes Stündlein schlagen werde, daß es zur rechten Zeit dem Irdischen entsagen und sein Haus bestellen könne und nicht unvorbereitet vor dem ewigen Richter erscheine“ (Schrammen).

Und:
„Gehüllt in weiße Witventracht,
In weiße Nonnenschleier, —
So schreitet sie um Mitternacht
Durch Berge und Schloßgemäuer;
Die bleichen Hände ins Kreuz gelegt,
Am flachen Busen unbewegt,
Den Blick gesenkt zur Erde
Mit starrer Leichgebärde.“

(Graf Stolberg.)

In abergläubischer Scheu und banger Furcht hielt sich der von dem Gespenst fern, wenn sein weißes Gewand im hellen Mondlicht glänzte. Nur einige Male näherte sich ihm der Beherzter, und dann ging es der armen weißen Frau meist schlecht. Markgraf Albrecht Achilles von Kulmbach warf, mit kräftigem Arm die weiße Dame die Treppe nach dem „Schönhof“ der Pfaffenburg hinunter. Da hatte sie sich in den rätischen Ranzler Christoph von der Straßen verwandelt, den man mit zerbrochenen Genid tot fand. Im Berliner Schloß tauchte sie, wie erwähnt, 1619 zum ersten Male auf. Unter dem Soldatenkönig wurde sie einmal öffentlich ausgeführt, ein zweites Mal mußte sie auf dem hölzernen Esel sitzen, das heißt der Küchenjunge und der Soldat, die die Rolle der weißen Frau gespielt und demaskiert worden waren. Vespier's der weißen Dame Anno 1614 bei einer Krankheit der Herzogin von Liegnitz und Brieg, da sie sich dort nur als — Hemd eines Turnwärters entpuppte, daß dieser an einer Stange zum Trocknen zu einer Dachlufe hinausgehängt hatte. Abgesehen von diesen kleinen Scherzen stimmt auch sonst in der Sache gar manches nicht.

Beatrix von Orlamünde, die tatsächlich im Kloster Himmelskron — nicht Himmelskron — zu Gräblich bei Nürnberg begraben liegt, kann nicht gut zur Kindesmörderin geworden sein, da sie kinderlos war. Aberdies lebte sie ein ganzes Jahrhundert vor dem Burgrafen. Die beiden verwitweten Gräfinnen von Orlamünde zur Zeit Albrechts, Kunigunde und Adica, starben, ohne Nonnen geworden zu sein und gleichfalls kinderlos. Zwei im Kloster Himmelskron begrabene Kinder unbekannter Herkunft mögen Anlaß zu der Sage vom Kindesmord gegeben haben.

Im Auto durch Feindesland.

Die deutschen Truppen sind in Belgien eingerückt; sie haben Belgiens Neutralität verletzen müssen. Schade? Aber nein! Wir haben sie nicht verletzt, sie war durch das Verhalten der Belgier längst aufgehoben. Die Belgier haben französische Autos mit Offizieren, sie haben französische Flieger durchgelassen. Aber wie rasend wandte sich das belgische Volk, das seine Schilde aufgedeckt sah, gegen die notgedrungen vordringenden Deutschen. Tunneln wurden verstopft oder gesprengt, alles geschah, um das Fortkommen der Truppen zu erschweren. Da mußten die Automobile heran, und sie kamen zu hunderten und sie haben Großartiges geleistet.

Die nun folgenden Bilder sind keine Erfindungen, sondern reine Tatsachen:

Am 9. August fuhren wir gegen Lüttich, um Munition und Nahrungsmittel zu bringen und Verwundete abzuholen. Vor einem größeren Dorfe war die Straße durch tiefe Gräben unfahrbar gemacht, auch hatte man Straßenbäume umgehauen und mitten über den Weg geworfen. Die Automobile, es war eine mißsehbare Meile, hatten, und mit Feuereifer beginnt die Ausbesserung der Straße und die Fortschaffung der Bäume. Letztere müssen zerlegt und die Äste mit Ästen heruntergeschlagen werden. Aber das gefällt den Belgiern nicht. Aus dem nächsten Hause fällt ein Schuß, und bald dröhnen mehrere. Schadet nichts. Mit Feuereifer arbeitet man weiter, aber zugleich stürmen auch einige Hundert auf die Häuser zu. Unter den Artschlägen brechen Fenster und Türen zusammen. Was mit Waffen betroffen wird, fällt. Die Häuser werden demoliert und in Brand gesteckt. Möbel, Klaviere usw. dienen zur Ausfüllung der Gräben. Dann ist der Weg frei und mit einer Geschwindigkeit von 100 Kilometern rasen die Automobile weiter. Wohl splittert hier ein Fenster, dort ein Steuerrad, aber weiter geht es, und weiter, bald an marschierenden, bald an ruhenden Soldaten vorbei.

So löst die Geschichte rücksichtslos alles aus, was gläubige Gemüter nicht bloß im Mittelalter für die weiße Frau zusammengetragen und überliefert. Und das, was bleibt, ist nichts als eine im Laufe von Jahrhunderten durch allerlei Zutaten erweiterte Volksüberlieferung aus grauer Vorzeit, die an den verschiedensten Orten ganz selbständig aufgetreten ist. Kaum ein altes Schloß oder eine Burgruine im weiten Deutschen Reich, die nicht eine weiße Frau zu ihrem Inventar zählen, denn alle diese Geister gehen auf eine Ahnfrau zurück.

Berta oder Bertha, eine Erscheinungsform Fria-Bels, der Frau des altgermanischen Himmelsgottes Tiwaz, hüllte sich, wenn ihr Gatte seine Strahlen nicht mehr zur Erde sandte und für einen ganzen Winter gestorben war, in die weiße Wintentracht, die auch die Erde in ein weißes Leichentuch hüllte. Als Schützerin der weiblichen Arbeit führte Bertha die Aufsicht über die Mägde, wie jene Rosenbergerin. Verneint auch der gelehrte Archäologe das einstige Vorhandensein Berthas in der germanischen Mythologie, weil sie keine Quelle mehr nennt, so kann dies nicht als Beweis angesehen werden. Die Volksüberlieferung verknüpft oft Vergangenheit und Gegenwart, wo selbst Steine schweigen. Doch die Phantasie schlummert nicht. Den Ursprungsgehaltn, deren Bild sich von Ahn zum Enkel fortgeerbt, werden neue Züge verliehen, die Personen dem Zeitgeschmacke entsprechend modernisiert. Hier nicht Sentimentalität, dort Humor die Farben, und schließlich werden unklar gewordene Taten oder Eigenschaften verschiedener Gestalten ineinander vereint. So ist aus der Sonnengöttin Bertha die Schicksalskinderin geworden und aus diesen beiden die weiße Frau, die heute nicht mehr in Schlössern, sondern höchstens in den Köpfen der Spiritisten spukt.

Ein einzelnes Auto fährt schnell, aber vorsichtig auf einsamer Straße, die entschulten Pistolen schießfertig zur Hand. Vor einem schönen Garten stehen zwei Damen, die in deutscher Sprache Erfrischungen anbieten. Ob es Deutsche sind? Das Auto hält, aber wie der Führer sich hinauslehnt, knallt aus schon ein Revolver. Die eine der Damen hat geschossen. Ehe sie aber weiter abdrücken kann, liegen beide in Kopf und Brust geschossen im Graben und ihr heißes Ballonenblut färbt die weißen eleganten Blusen. Und nun ein Schuß nach dem andern, das Auto rasst weiter und ist schnell in einer Staubwolke verschwunden.

Ein schloßartiger Hof. Auf der Treppentreppe stehen der Hausherr und seine Frau und winken mit Lächeln den ein- fahrenden Automobilen entgegen. Aber als die Autos halten, blühen ihnen die Schüsse entgegen! Kopfüber stürzen sie erschossen von der hohen Treppe herunter. Bald steht das Gut in Flammen.

Weit vor der deutschen Front rast ein Auto. Eine wichtige Mission ist erfüllt. Aufatmend läßt der Fahrer, ein flacher Industrieller, halten und steigt ab. Pff! Durch den Kopf geschossen sinkt er zurück, und nur die größte Schnelligkeit des Rennwagens rettet den Toten und die Lebendigen vor grausamer Verstümmelung durch fanatisierte Zivilisten.

Vor einem belgischen Kloster hält ein Autogug. Ringsum brennende Häuser! Die Einwohner des Dorfes haben auf Soldaten geschossen und ihr Dorf ist in Flammen aufgegangen. Die Mehrzahl der Einwohner ist erschossen. Im Kloster liegen noch verwundete deutsche Husaren. Sie sind hier beschützt und gepflegt worden, wobei eine Schwester vom wütenden Pöbel erschossen wurde. Aber es war höchste Zeit, daß die Autos kamen. Schnell werden die Verwundeten eingeladen. Aus den Gärten der brennenden Häuser fallen Schüsse. Schadet nichts, nur vorwärts. Dantler.

Der Weltkrieg.

Unverändert stehen die Hafenstadt Saloniki und die Dinge, die in ihr und um sie herum vorgehen, im Mittelpunkt der höchst gespannten Aufmerksamkeit. Aber die augenblickliche

Lage an der Schwelle Griechenlands geben die folgenden Schilderungen eines Unterrichteten Aufschluß: Wenn die Engländer sich auch bemühen, Saloniki „uneinnehmbar“ zu machen, so haben sie doch vorsichtigerweise auch in Betracht gezogen, daß die Notwendigkeit eines Rückzuges, eines beschleunigten Rückzuges sich einmal ergeben könnte. Der eine Hafen von Saloniki würde den Ansprüchen nicht genügen, und sie haben daher an anderen Stellen der Küste Einschiffungsgelegenheiten geschaffen, die mit Geschick auf die einzelnen Rückmarschrichtungen Rücksicht

nehmen. Man würde natürlich Saloniki bei solcher peinlichen Gelegenheit am liebsten ganz vermeiden, aber der große Hafen wird für die Verschiffung des schweren Materials stets unumgänglich sein. Die anderen Abladestellen sind unter andern bei Cap Apenomi auf der chalcidischen Halbinsel, 30 Kilometer Luftlinie südlich von Saloniki, ebenso bei Kara Burun weiter nördlich. Diese beiden Häfen, wo man hölzerne Rampen ins Meer hinaus anlegte, kommen für die Einschiffung des Materials in Betracht und der Mannschaften, die im Osten der Stadt längs des Korfa-Gebirgszuges verteilt sind, aber auch im Golf von Orfano bei Ferdjig wurden solche Anlagen hergestellt. Diese stehen wohl noch im Zusammenhang mit der beabsichtigt gewesenen und dann unterlassenen Landung in Kavalla.

Kavalla wird noch in regelmäßigen Abständen von feindlichen Kreuzern heimgesucht, die dort des öfteren Tiefenmessungen vornehmen. Wie ich

erfahre, dürfte der Landungsplan dort hauptsächlich deswegen aufgeschoben oder aufgegeben sein, weil hier die Griechen energisch protestierten. Beginnt nämlich erst einmal der Kampf um Saloniki, dann

das östliche Griechenland auf den einen Hafen von Kavalla für die Versorgung mit Lebensmitteln und allen anderen angewiesene Würde dieser Hafen sperrt oder die Zufahrt ähnlich erschwert, wie Saloniki, so würde das Hinterland in große Not geraten. Natürlich sind das alles Gründe, die die Engländer letzten Endes nicht abhalten würden, ihren Willen durchzusetzen. Aber an dort hätte nur eine Landung im größten Stile Aussicht auf Erfolg und so stark sind selbst England und Frankreich nicht, daß sie ohne weiteres jetzt abermal ungeheure Mengen an Material, namentlich an Menschen, herbeischaffen könnten. Man darf auch nicht vergessen, daß hier

drei griechische Divisionen konzentriert sind, die man nicht ohne weiteres wo anders hinschaffen kann, und ich will noch erwähnen, daß der Kommandant von Kavalla erst neulich äußerte, er habe keinerlei Instruktionen von seiner Regierung und er werde daher tun, was seine Pflicht ist, d. h. die Gäste, die sich nähern sollten, mit Flintenschüssen heimjagen. Die

Engländer müssen auch wissen, daß sie heute nirgends mehr Überraschungslandungen ausführen können, und nur eine Überraschung könnte einen, wenn auch nur relativen Erfolg versprechen.

Ich habe in Saloniki Gelegenheit gehabt, mich mit englischen, französischen und griechischen Offizieren über die Sachlage zu unterhalten. Es gibt in Saloniki mit wenigen Ausnahmen keinen Griechen, der nicht davon überzeugt wäre, daß es



Wieder ein neuer Kriegsberuf für Frauen. Der erste weibliche Straßenbahnführer in Berlin.



Aus dem heikumsirittenen Sonhez: Die Reste des ehemaligen Schlosses.

der Entente nicht gelingen wird, ihre Stellungen zu halten, wenn die Deutschen einmal ernstlich angreifen sollten. Man wird den Deutschen, wenn sie kommen sollten, gewiß den besten Empfang bereiten, denn allmählich ist das bißchen Sympathie, das am Baume der Neugier wuchs, ebenfalls geschwunden, und während man die Franzosen immer noch bewundert und anerkennt, daß sie wirklich ihr Herz mitgebracht haben und, wo es immer auf der Welt sei, ihres Vaterlandes Sache, wenn auch mit untauglichen Mitteln, verteidigen, ist die Gleichgültigkeit den Engländern gegenüber zu einem Maße von Verachtung gestiegen, wie ich es nicht erwartet hätte. — Man kann auch in Saloniki selbst und überall draußen bei den Stellungen beobachten, daß kein Franzose mit einem Engländer zusammen ist. Man wird aber auch nie sehen, daß ein griechischer Offizier auch nur im geringsten Notiz nimmt von einem Engländer. Sie vermeiden es, am gleichen Tisch zu sitzen, und grüßen sich, wenn sie es wegen der Überfüllung doch einmal müssen, nicht.

Von englischer Seite wurde mir erklärt, es liege der Entente daran, Saloniki zu halten, damit es die Deutschen nicht nähmen und daraus eine Basis für ihre Unterseebote machten. Ich erwiderte darauf, daß Deutschland nie daran gedacht hätte, hierherzukommen, wenn es nicht von England herangezogen wäre. Nein, meinte der Offizier, daß ist nicht richtig. Die Deutschen sind nicht dümmer als wir. Hätten wir die Griechen nicht so gerufen, wie wir es taten, dann wären uns die Deutschen zuvor gekommen. — Wenn Sie nun, fuhr ich fort, einmal gezwungen werden würden, die Dardanellen aufzugeben, glauben Sie, daß dann Ihre Regierung bei diesem Ballanabenteuer ver-

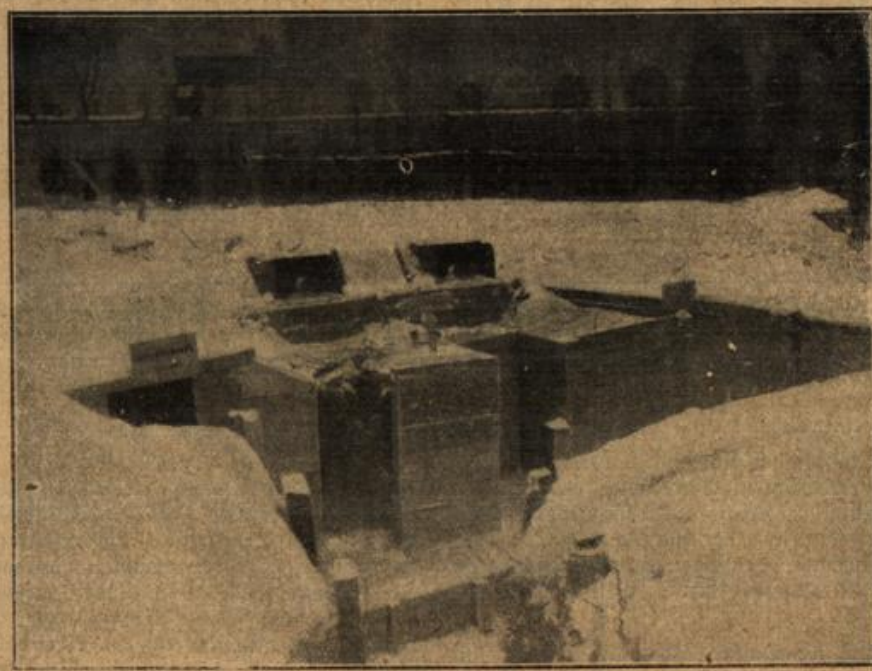
harren wird? — Warum nicht? antwortete er, vielleicht haben wir Saloniki nur besetzt, weil wir wußten, daß wir einmal aus Gallipoli fortmüßten. Im übrigen, sagte er, und klopfte mir auf die Schulter, haben wir den ganzen Mißerfolg Euch Italienern zu verdanken. Ja, ja, Ihr mögt im einzelnen ganz passable Menschen sein, aber Eure Regierung — na, ich will Sie nicht beleidigen. Herrgott, wurde er lebendig, warum kommt Ihr nicht her? Was sollen wir mit den paar Tausend Mann, wenn die Deutschen ernstliche Absichten haben? Aber so ist es, wir haben nicht einmal vor den Deutschen Furcht, Ihr aber kümmert Euch selbst um die Griechen und das, was sie sagen.

Der Franzose war sehr zurückhaltend. „Wir verteidigen unser Land hier wie anderswo. Unsere Generale wissen, was sie tun,“ und weiter sprach er kein Wort. — Der Grieche endlich, mit dem ich mich dieses Mal als Deutscher unterhielt, sagte mir wörtlich, ich habe mitsternographiert: „Lieber Freund, wir nehmen unsere Armee rechts und links zurück, soweit sie wünschen, die Engländer und ihre Gegner, das heißt, soweit sie ihre Linien ausdehnen. Wir bleiben aber rechts und links und da können wir mit ein paar tausend Mann immer noch die Entscheidung regeln, wie wir wollen, ganz gleich, ob sich das wird gegen die Entente oder gegen die anmarschierenden Zentralmächte richten müssen. Wir sind keine Hanswürste, wissen Sie.“ — Und wann, fragte ich, denken Sie, daß man von Ihrer Seite wird eingreifen müssen? „Das weiß ich nicht und werde es Ihnen auch nicht sagen, aber glauben Sie, daß wir notwendigerweise heute unser Land müssen zertreten lassen von jedem, der da will? Immer wird das nicht so sein, verlassen Sie sich darauf.“

Der Schützengraben am Zoo in Berlin.



Unterstand für Mannschaften „Zum blutigen Knochen“.



Teilsansicht des Schützengrabens.

Auf dem unbebauten Platz neben den Ausstellungshallen am Zoologischen Garten hat das 3. Rekrutendepot des Garde-Pionier-Eriaj-Bataillons eine ausgedehnte Schützengrabenanlage hergestellt, die zugunsten des Roten Kreuzes dem Publikum zugänglich gemacht wird. Man erhält da einen äußerst anschaulichen Begriff vom Wesen des Schützengrabentrießes: es gibt Haupt- und Verbindungsgraben, Verteidigungsfappen und Ausfallstufen für den Sturmangriff, Unterstände für die Mannschaften und Unteroffiziere, Drahtverhaue und Wollgruben. Alles ist ungekünstelt und durchaus natürlich angelegt, sogar dem sprichwörtlichen Humor des Schützengrabens ist Rechnung getragen, und wenn nicht der Turm der Gedächtniskirche über die Mauer guckte, könnte man glauben, in Flandern oder Polen zu sein.

Hemmungsvorstellungen.

Von Kriminalkommissar Carl Hermann Krüger.

Manch einer hat bei der Rückkehr in das traute Heim die betrübliche Erfahrung machen müssen, daß schwere Jungen, Klingelfahrer und andere Ritter vom Tantele ihn der Mühe überhoben hatten, Silberzeug, die gute Tischwäsche, die Pelze und sonstige nicht unbedingt notwendige Inventarstücke selbst zum Leihhause zu tragen und sich deshalb zu schämen.

Trotz verschlossener Türen, Sicherheitskette, Einsteckschloß, täglich zweimaliger — angeblicher! — Revision durch die Portierherrschaften oder ein befreundetes Wesen!

Wenn der also um den Arger, noch einen Winter dieselben Sachen tragen, mit ihnen essen oder Tisch decken zu müssen, herumgekommen, ein bißchen Philosophie im Leibe hat, so kommt ihm ein solcher Befund gar nicht überraschend, weil er weiß, daß nicht Sicherheitskette, Einsteckschloß und andere verschämte Vorrichtungen jemand abhalten, seine Vermögensverhältnisse im Wege der Expropriation aufzubessern, sondern, abgesehen von der Gefahr des Erwischtwerdens oder der Aussicht auf nur geringe Beute, die Hemmungsvorstellungen.

Man kann einfach, mit ganz wenigen Ausnahmen, nichts absolut sicher verschließen oder absperren. Es seien denn die Tresors der Großbanken mit ihren dicken Mauern und gepanzerten Schränken oder der Jar in Petrograd hinter einer dreifachen Postenkette in unzugänglicher Burg oder eine Strafanstalt mit ihren werkzeuglos eingesperrten, unausgesetzt beobachteten Insassen, die nicht hinauskönnen, während dort niemand hinein kann.

Alle übrigen Maßnahmen haben nur moralischen Wert: wenn im Tiergarten die Rasenflächen mit Bandeisen in etwa 25 cm Höhe eingesetzt sind, so hindert das doch keinen mit benutzbaren Beinen versehenen Menschen im Alter von mehr als einem Jahre, den Rasen zu betreten; aber schon dem Kleinsten wird die Hemmungsvorstellung von seiner Betreuerin, vorausgesetzt, daß sie nicht lesen oder schwagen muß, eingeimpft: „Du darfst nicht!“

Warum lieben wir die Briefe zu und siegeln die Geldbriefe sogar zwei- bis fünfmal? Hemmungsvorstellung! Denn dazu, einen Brief aufzureißen, gehört doch keine Kunst oder Straftat oder Geschicklichkeit. Beim Geldbriefe rechnet ja die Post nicht nur mit den Hemmungsvorstellungen eines Beliebigen, in dessen Hände der Brief zufällig geraten könnte, sondern auch damit, daß ihre eigenen Beamten etwas daran vornehmen könnten oder der Empfänger fälschlich angeben könnte, der Brief sei beraubt.

Die Spekulation auf die Hemmungsvorstellungen, unterstützt durch Strafandrohungen, begegnet uns auf Schritt und Tritt. Stolz ist der Globetrotter auf seine Kieckstoffer, den knifflischen Schlössern; er kann aber auch nur auf die Hemmungsvorstellungen rechnen: ein Schnitt an der Rückseite des Koffers mit einem großen scharfen Messer, und die Schlösser sind erledigt.

Im Opernhause, im Zirkus, in jedem Theater sehen offene Türen mit der Aufschrift „Eintritt verboten“, von jemand bewacht. Warum geht nicht doch der Eine oder Andere hinein, zum „Verbotenen Ausgang“ nicht hineingehen? Hemmungsvorstellungen!

„Nicht anrühren!“ steht in den Gallerien und Ausstellungen. Warum rührt man die Sachen nicht, wenn sie auch frei herumstehen und kein Aufseher nahe ist? Hemmungsvorstellung!

Eine Wohnungstür ist kein Dreadnoughtpanzer. Hat sie keinen krummen Nagel zum aufschließen, so tut's ein Messer. Schnitt in die meistens papierdünne Füllung. Warum macht das nicht jeder, der in eine Wohnung möchte, zu der er keinen Schlüssel hat? Hemmungsvorstellung!

Die Hemmungsvorstellungen sind eins der höchsten Produkte der Kultur. Der Unkultivierte, der Wilde oder das Tier entbehrt sie; der aus dem Kulturverbände Ausgeschiedene, Verbrecher macht von ihnen keinen Gebrauch.

Nichtsdestoweniger möge keiner nun denken: „Gegen Verbrecher kann ich nichts machen, anständige Menschen drücken schon wegen ihrer Hemmungsvorstellungen nicht in meine Wohnung“ und daraufhin alle seine Kostbarkeiten bei längerer Abwesenheit offen liegen lassen; denn auch die Hemmungsvorstellungen können ausgeschaltet werden und das alte Sprichwort hat ganz recht, das da sagt: Gelegenheit macht Diebe. Außerdem würde die Versicherungsgesellschaft jede Entschädigung ablehnen.

Nur eine Lehre können die von den Herren Einbrechern ziehen: Nicht zu fest auf ihre eigenen Sicherheitsmaßnahmen bauen, sondern damit rechnen, daß zu Zeiten, denen zufällig nicht eingebrochen wurde, eben nur Menschen mit ausgeprägten Hemmungsvorstellungen gekommen sind. Übrigen alles, was wertvoll und leicht transportabel ist, gegen geringes Entgelt der Bank zur Aufbewahrung im Tresor übergeben oder, was auch mit größeren Stücken, allerdings nicht unauffällig geschehen kann, einfach verstecken! Oder „baldieren“, was viel börsen- und kapitalmäßiger klingt!

Gänsefüßchen, Stadtkommandant, Ultima ratio.

Von M. v. D.

Wenn früher ein Fabrikant oder Kaufmann einer von ihm hergestellten oder vertriebenen Ware eine Bezeichnung beilegte, die sie von anderen derselben Gattung unterscheiden sollte, so wählte er eine solche, aus der man auf die Art der Ware, den Erfinder oder Hersteller, den Herstellungsort schließen konnte: „Krupp's Keinidol“, „Kaiser-Brun“, „Pilsner Urquell“, „Schlichte's Steinhäger“.

Schwieriger wurde schon die Sache, als man anfang, sich symbolischer Bezeichnungen zu bedienen, und es gehört schon mindestens humanistische Tertianerbildung dazu, um bei „Protos“ gleich an ein Automobil zu denken, das stets als das „erste“ am Ziel erscheinen soll.

Schön sind als Namen hübscher, eleganter, lapriziöser Frauen und Mädchen „Luisa“, „Mercedes“, „Velma“, „Vera“. Daß aber damit eine Margarine, ein Schuh, eine Schokolade und noch ein Stiefel gemeint sein soll, setzt doch näheres Plakat-, Inserat- und Siebeldreßstudium voraus.

Das höchste auf diesem Gebiete aber habe ich kürzlich Rhein gesehen, und zwar: „Gänsefüßchen“, „Stadtkommandant“ und „Ultima ratio“. Wer's nicht weiß, kann's nicht mit den Mitteln der Logik und der größten Divinationsgabe abhaken, darunter — Zigarren zu verstehen sind. Eigenartig ist es ja, wenn jemand im Laden „fünf Gänsefüßchen“ verlangt, zumal sowohl beim Martinsvogel wie im Säge diese Bewegungswerkzeuge nur paarweise auftreten; auch eine Schwärde, daß die gefassten Stadtkommandanten kohlenschießend lüften oder eine Frage, ob die Ultima ratio nicht schwer sei, macht auf den Zuhörer einen ganz erheiterten Eindruck.

Schöner klingen und das kaufende Publikum wenn zum Rätsellösen zwingen, würde es aber sicher, wenn fantastischen und Kaufleute, die ihren Artikeln neue und charakteristische Namen geben wollen, hierzu einen Sprachmeister nahmen, damit nicht nur „alles frisch und neu“, sondern eben „mit Bedeutung auch gefällig“ sei.

Mackensen im feldzuge 1870.

Die folgende Geschichte aus dem Kriege 1870, die Feld-
marschall Madsen als jungen Kriegsfreiwilligen zeigt, ver-
öffentlicht Paul Louis Servier in der „Nouvelle Revue“: Es
war im Feldzuge des Jahres 1870, am 5. Oktober in der Tri-
buna, als Prinz Albrecht von Preußen Freiwillige aus-
wählte, die eine Erkundung unternehmen sollten, bei der die
einzeln Teilnehmer mehr als zweifelhaft
sich. Der junge Madsen meldete sich als erster, er wurde
zum Führer der vier anderen Freiwilligen gemacht, und bald
war die kleine Truppe ver-
wundet. Madsen drang in
die französischen Linien ein und
erforschte, was zu erforschen das
Patrouille war. Um un-
verwundet zurückzukehren, trennten
sich die fünf Mann bei der Rück-
kehr, und jeder suchte sich auf-
gefundene Häuser durchzuschlagen. Der
junge Hauptmann Madsen hatte
den so gefährlichen Weg zurück-
gelegt, daß er fast zweifelte,
ob er jemals wieder die deutschen Linien
erreichen zu können. Er war alle
Augenblicke genötigt, sich in den
Büscheln zu verbergen, um nicht
von den französischen Kavallerie-
patrouillen aufgegriffen zu wer-
den. So kam er nur langsam
weiter, bis er in eine Schar fran-
zösischer Bauern gerieth. Er ver-
steckte seine deutsche Soldatenmütze
in einen Mantel verbarg die Lin-
ien — unter seinem Tschentuch
und murmelte sehr geschickt einige
französische Worte, die die Bauern,
die bereits Verdacht geschöpft
hatten, täuschten. Und so ent-
zogen sich die Bauern, ohne ihn festzunehmen. Wenn sie damals
gewußt hätten, wem sie begegnet waren, würde Madsen heute
nicht die Armee befehligen, die durch Serbien dringt. Der glückliche
Ausgang jener so gefährlichen Begegnung machte den jungen
Madsen tollkühn. Als er im Weiterschreiten einem fran-
zösischen Soldaten begegnete, rief er mit ganzer Lungenkraft
aus: „Hoch Preußen!“ Dann verschwand er im Buschwerk.
Der französische Soldat schloß sein Gewehr ab, und der Knall
rief andere Soldaten herbei. Es sah aus, als sollte das ver-
gebene Abenteuer für den jungen Madsen ein schlimmes
Ende nehmen. Aber er bekam nur eine Schramme ab und er-
reichte im übrigen wohlbehalten die deutschen Linien. Am
Abend dieses ereignisreichen Tages wurde der kühne Patrouillen-
führer durch eine Einladung zur Abendtafel des Prinzen
Albrecht von Preußen belohnt. Und einige Wochen später er-
hielt er das Eiserne Kreuz.

Am Morgen des für die Hochzeit angesehenen Tages erhält die japanische Braut von ihrer Mutter feierlichst die folgenden Anweisungen überreicht, die seit Jahrhunderten in Japan als die zwölf Gebote der Ehe bekannt sind, und mit denen sich gewiß auch jeder europäische Ehemann freudig einverstanden erklären wird: 1. Von dem Augenblick an, in dem Du verheiratet bist, hast Du aufgehört, meine Tochter zu sein. Du schuldest also von da an den Eltern Deines Gatten den Gehorsam, den Du bisher Deinem Vater und Deiner Mutter erwiesen hast.

2. Wenn Du Frau bist, so ist Dein Gatte Dein unbeschränkter Herr. Sei demüthig und höflich; der Gehorsam dem Gatten gegenüber ist die edelste Tugend, die eine Frau heischt. 3. Sei zu der Mutter Deines Gatten stets liebenswürdig. 4. Sei nicht eifersüchtig; denn die Eifersucht tötet die Zuneigung, die Dein Gatte für Dich hegt. 5. Gerate nicht in Zorn, wenn Dein Gatte einmal irrt. Fasse Dich in Geduld, und wenn er wieder ruhig geworden ist, dann rede mit ihm in freundlicher Weise. 6. Unterhalte Dich nicht so viel. Sprich von Deinem Nächsten nichts Schlechtes und trage keinen Klatsch umher. 7. Stehe zeitig auf, gehe spät zu Bett und halte keinen Nachmittagschlaf. Trinke wenig Wein, und hüte Dich, ehe Du nicht das fünfzigste Jahr erreicht hast, an öffentlichen Versammlungen teilzunehmen oder Dich unter die Menge auf der Strasse zu mischen. 8. Befrage

9. Sei eine gute Hausfrau und suche in der Wirtschaft, wo es geht, zu sparen. 10. Obwohl Du noch jung bist, so vermeide es doch, ausschließlich mit jungen Leuten zu verkehren. 11. Trage keine Kleider von allzu lebhaften Farben, kleide Dich immer bescheiden und schücheln. 12. Sei nicht stolz auf die Stellung und das Vermögen Deines Mannes; wenn er reich ist, so unterlasse es, Anspielungen auf seine Vermögensverhältnisse zu machen, wenn Dein Gatte nicht das Gespräch selbst darauf bringt.



Wo ist die Lauischein?

Jeder Schuß aus dem französischen Feldgeschütz kostet etwa 25 Mark.

Die Gurkhatruppen haben schon im Frieden 7,3 Tuberkulose-
franke auf 1000 Mann.

Einschaufrage.

Real, Arc, Horn, Abert, Mio,
Bau, Mur, Laten, Sig, Glen, Saln,
Gali, New, Viter, Afsen, Stier, Gose,
Gder, Cos, Gaie, Rhin.

Aus jedem dieser Wörter ist da-
durch ein neues Wort, zu bilden,
daß man an irgend einer Stelle
einen Buchstaben hinzufügt. Die
eingesetzten Buchstaben sollen ein
Sprichwort ergeben.

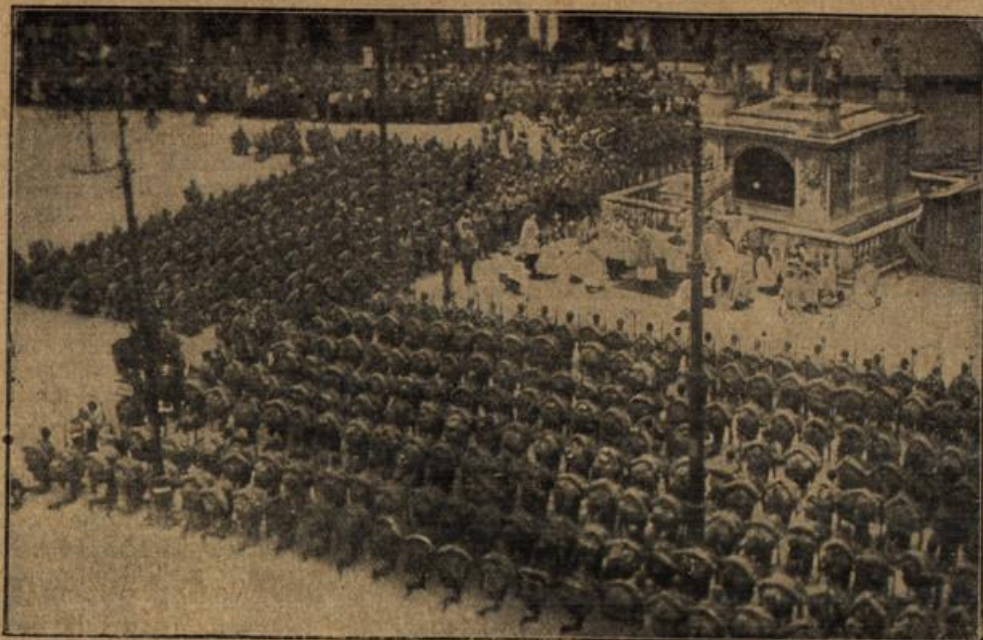
Lösung:
 Aeval, Arie, Dorn, Albert, Aito,
 Baku, Buer, Dornen, Epil, Effen,
 Ealem, Galt, Aieu, Vetter, Aillen,
 Ertter, Woffe, Eider, Quos, Daine,
 Aphetin.
 Viele Köpfe, viele Sinne.



4 2 3 4 5 6
1 7 8 9 4 2
10 11 4 3 10 12 10
53 10 11 14 9 4 15 13
5 6 5 10 3 10 11 5
1 2 16 4 1
7 7 12 4 13 10
1 4 17 4 11 4 5 3
hebräischer Prophet,
italienisches Eiland,
Strom in Amerika,
Alkaloid,
weiblicher Name, *
männlicher Name,
Volk in Nordamerika,
Land in Asien.

Die Anfangsbuchstaben nennen einen König von Thracien, die Endbuchstaben einen König von Troja.

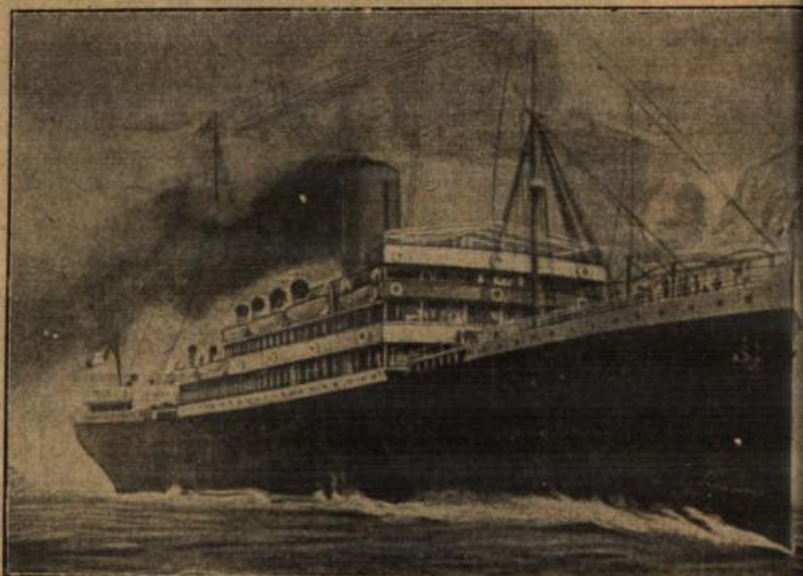
Daniel, Ischia Orinoto, Aorophium,
 Eleonore, David, Estimo, Sibirien.
 — Dioneddes — Naomedon.



Einsegnung österreichisch-ungarischer Soldaten in Brunn vor ihrem Abmarsch ins Feld.



Kriegsminister v. Probatin zum Freiherrn ernannt.
Der österreichisch-ungarische Kriegsminister wurde vom Kaiser Franz Joseph in den Freiherrnstand erhoben.



Der italienische Passagierdampfer „Ankona“.

der seiner Zeit durch ein österreichisch-ungarisches U-Boot torpediert wurde. Es bringen die Ansicht dieses Dampfers anlässlich des jetzigen Rotenwechsels zwischen der österreichisch-ungarischen und amerikanischen Regierung. Wie bekannt, sah die amerikanische Regierung in der Torpedierung des italienischen Passagierdampfers eine Verletzung des Völkerrechts und stellte Österreich-Ungarn Bedingungen, bei deren Nichterfüllung Amerika Österreich-Ungarn mit dem Abbruch der diplomatischen Beziehungen drohte.



Aus dem heikumstrittenen Souchez.

(Zu nebenstehendem Bilde).

Die frühere Hauptstraße von Souchez ist wohl der am längsten und heftigsten umkämpfte Ort an der Westfront. Die Stadt liegt nach der monatelangen Beschussung vollständig in Trümmern, nicht blieb verschont. Inmitten der Verwüstung hinter dem Eisentor, das auch die Spuren von Waffen- und Menschengewalt trägt, steht, als einzig Unverletzter, der alte Baum, der trauernd seine kahlen Äste zur Erde senkt.